

Peer-Education: Ein methodischer Ansatz der Sucht- und Jugendhilfe

Eine Reflexion zum Handbuch „Peers wissen mehr“

Die Auseinandersetzung mit dem Handbuch „Peers wissen mehr“ soll eine Reflexion anstoßen darüber, wie sich das Handbuch „Peers wissen mehr“ optimal nutzen lässt. Ein Handbuch soll fachliche Orientierung und v.a. Sicherheit geben bei der Arbeit mit Jugendlichen vor Ort zum Thema Drogen, Suchtgefahren. Dies wird gelingen, wenn

(1) das Handbuch flexibel der Situation vor Ort angepasst wird, und das wiederum setzt voraus, dass klar ist,

- was es mit Suchtgefährdung und anderen Aspekten des Drogenkonsums im Jugendalter auf sich hat.
- welche methodischen Konzepte mit „Peer-Education“ verbunden sind.

Beides wird in den ersten beiden Abschnitten des Aufsatzes erörtert.

(2) die Kooperation zwischen den laut Handbuch beteiligten Fachkräften gelingt. Das Handbuch beruht auf der Kooperation von Fachkräften der Suchtprävention und der außerschulischen Jugendarbeit, verbindet eine sozialpädagogische Methode – eben Peer-Education - mit dem gesundheitswissenschaftlichen Inhalt der Suchtentwicklung und bezieht beides auf ein Arbeitsfeld der Jugendhilfe: die außerschulische Jugendarbeit. So ist Anlass gegeben, die Kooperationskonzeption des Handbuches zu analysieren. Dies geschieht im dritten Abschnitt des Aufsatzes.

Drogenkonsum, Suchtgefährdung und Peergroup

Wer über Suchtgefährdung im Jugendalter nachdenkt, braucht Klarheit in drei Punkten:

- (a) Wie entsteht Suchtgefährdung?
Konkret gefragt: Warum nehmen Menschen das Risiko, süchtig zu werden, auf sich? Was haben sie davon? D.h. letztlich: Warum konsumieren Menschen Drogen?
- (b) Wie erklären sich jugendtypische Haltungen gegenüber Drogen?
Sind die Motive für den Drogenkonsum grundsätzlich geklärt, müssen diese Erkenntnisse auf das Jugendalter bezogen werden. Dabei geht es um die jugendtypische Weise, sich mit Drogen auseinanderzusetzen, und die ist von Extremen geprägt: Jugendliche können Drogen vehement ablehnen oder exzessiv konsumieren.
- (c) Wer beeinflusst die Auseinandersetzungen Jugendlicher mit dem Drogenthema?
Eine Antwort darauf bezieht sich auch auf die Rolle von Peergroups bei der Suchtgefährdung von Jugendlichen.

Warum konsumieren Menschen Drogen?

Drogen sind gefährlich! Sie enthalten Gifte, die unterschiedliche und unterschiedlich schwerwiegende Gesundheitsschäden mit sich bringen: Leberschäden, Bronchitiden, Kreislaufkollaps, Atemprobleme usw. Sie beeinträchtigen die Reaktionsfähigkeit und

erhöhen z.B. die Unfallgefahr im Straßenverkehr. Und sie machen schließlich auch *körperlich bzw. psychisch abhängig*. Das ist eine schwere psychosomatische Erkrankung, die bei einigen Menschen auch zum Tod führt. Vor allem aber führt sie häufig den sozialen Tod dieser Menschen lange vor ihrem physischen Ende herbei. Diese Erkrankung isoliert ihre Opfer und fügt auf diese Weise ihnen und ihren Angehörigen endloses Leid zu.

Drogenkonsum ist also *riskant*, und zwar oft sehr riskant. Geht man von diesen Risiken aus, so erscheint es völlig unvernünftig, dass Menschen sie eingehen. Und es ist unvorstellbar, dass das nicht nur einzelne Menschen tun, sondern ganze Gesellschaften, ja es kommt noch krasser: Wir kennen keine Gesellschaft ohne Drogengebrauch.

Diese Sachlage wird erklärlich nur durch den Bezug auf den individuellen und sozialen Nutzen von Drogen. D. h. man muss von der Annahme ausgehen, dass dieser Nutzen im Erleben der meisten Menschen die Risiken überwiegt. Man muss also die subjektive Seite des Drogenkonsums ins Kalkül ziehen. Damit kommen die Funktionen, die Drogen haben, in den Blick.

Drogen sind psychoaktive Stoffe, d.h. Substanzen, die das Erleben von Menschen in jeweils spezifischer Weise beeinflussen: Kaffee macht munter, Heroin verschafft Glücksgefühle, Alkohol nimmt Hemmungen, Nikotin hilft zur Entspannung, Ecstasy erleichtert ein Wir-Gefühl, Schmerztabletten lindern Schmerzen usw. Dies, die *psychoregulative Funktion*, ist die primäre, und zudem deutlich stoffgebundene Funktion von Drogen.

Weil Drogen diese psychoregulative Funktion mehr oder weniger zuverlässig erfüllen, haben sie auch eine weitere, die *sozialregulative Funktion*: Sie helfen, das Erleben der einzelnen Menschen zu synchronisieren. Entspannung, Anspannung, Befreiung von Schmerz oder Hunger wird beim gemeinsamen Konsum gemeinsam erlebt, und das ermöglicht es, gemeinsam zu feiern, sich zu entspannen, dem Alltag zu entfliehen, eine anstrengende Aufgabe zu bewältigen u.ä.m..

So kommt es, dass einige Drogen, v.a. Alkohol und Nikotin, aber –soweit es Jugendliche betrifft– auch Cannabis, genommen werden, um bestimmte soziale Prozesse zu markieren und/ oder zu begleiten. Alkohol gehört zu bestimmten Festen, Nikotin fungiert oft als Pausenbegleiter, der Joint ermöglicht das gemeinsame „Abhängen“ (vgl. Wieland 1997)

Drogen sind also individuell und sozial wirksam, sie sind *als Teil von Kultur, eben als Drogenkultur* wirksam. Drogenkonsum ist nicht Sache des einzelnen Konsumenten, vielmehr ergeben sich die individuellen Konsummuster aus der gesellschaftlichen Bedeutung der verschiedenen Drogen, auf die sich die einzelnen Konsumenten beim Konsum jeweils beziehen (vgl. Wieland 1997).

Diese Überlegungen führen zu einer neuen Konzeption von Suchtprävention, die in den letzten Jahren auch zunehmend Boden gewinnt. In dieser Konzeption ist Suchtprävention als systematische Beeinflussung des Drogenkonsums auch ein Ansatz zur Beeinflussung der bestehenden Drogenkultur. Dabei verfolgt sie das erklärte Ziel, bestimmte *Risiken* dieses Konsums gesellschaftsbezogen zu reduzieren. D.h. man unterscheidet eine gesellschaftsbezogene und eine individuumsbezogene Seite der Suchtprävention. Dabei geht man davon aus,

(a) dass Drogenkonsum trotz der Risiken für die Einzelnen Sinn macht.

(b) dass Drogenkonsum trotz der Risiken für die Gesellschaft bzw.

entsprechende Gruppierungen dieser Gesellschaft Sinn macht.

und prüft davon ausgehend:

- (a) wie sich die bestehende individuelle und kollektive Beurteilung der Konsumrisiken beeinflussen lässt
- (b) wie bzw. wieweit sich die Funktionen der Drogen anders, d.h. risikoärmer, sicherstellen lassen – und zwar für den Einzelfall und für gesellschaftliche Gruppen.

Warum konsumieren Jugendliche Drogen – auf jugendtypische Weise?

Diese Frage stellt die Überlegungen zum Drogenkonsum unter die Sozialisationsperspektive. Das Jugendalter ist nämlich die Zeit, in der Menschen *erwachsen* werden (vgl. Fend 2000). Das muss nicht heißen, dass sie werden wollen wie die Erwachsenen, die sie kennen. Vielmehr bedeutet es, dass sie die soziale Position eines Erwachsenen einnehmen wollen. Dies erfordert in der Regel zweierlei:

- (a) Jugendliche müssen sich emotional von den Eltern lösen, d.h. sich und die Umwelt so verändern, dass die Eltern für sie an Bedeutung verlieren
- (b) Jugendliche müssen anstreben, als Menschen anerkannt zu werden, die erwachsen sind (wenigstens teilweise), bzw. es sehr bald werden.

In diesem Sozialisationskontext können Drogen für Jugendliche drei Funktionen erfüllen:

- (1) Die Ablösung von den Eltern und die mentale bzw. praktische Auseinandersetzung mit Anforderungen des Erwachsenseins verunsichert viele Jugendliche emotional sehr stark. Damit ist ein enormes Bedürfnis nach *Selbststeuerung* verbunden, was ja auch ein Riesenthema im Jugendalter ist: Jugendliche müssen mit Gefühlsschwankungen fertig werden, mit Angst vor Überforderung, mit Ohnmachtsgefühlen und da kommt die *kulturelle Bedeutung von Drogen als Regulationshilfen* gerade recht. Jugendliche nutzen diese Funktion von Drogen wahrscheinlich nicht als erste. Aber sie lernen sie rasch kennen, und damit wird sie interessant und vielleicht auch dominant.
- (2) Drogen markieren in vielen Kulturen den Übergang ins Erwachsenenalter, sind mit dem Erwachsenenstatus verbunden und bedienen genau dieses Bedürfnis vieler Jugendlicher direkt. Dies dürfte für viele Jugendliche das Tor zum Einstieg in den Drogenkonsum sein, ein Tor, das zunächst von den Eltern, später aber in hohem Maße von den Peers bewacht bzw. geöffnet wird (vgl. Ganser 2003).
- (3) Jugendliche suchen manchmal bewusst Risiken, um sich zu beweisen, d.h. zu beweisen, dass sie diese Risiken beherrschen. Denn das hat als Beweis dafür zu gelten, dass sie erwachsen sind, auf sich selbst aufpassen zu können. Dieses Interesse an – häufig körperbezogenen - Risiken kann im exzessiven Drogenkonsum befriedigt werden: wie viel verträgt man, welche Mischungen verträgt man, wie wird man mit den oft beängstigenden Wirkungen von Drogen fertig, wie übersteht man den ersten Rausch, den ersten Kater. Psychologisch gesehen muss man die *Risikosuche* als Motiv zum Drogenkonsum unterscheiden von der Bereitschaft, *Konsumrisiken in Kauf zu nehmen*. Denn letztere ist nur die *Folge* des Drogenkonsums, kein Anstoß dazu. Deshalb entwickelt sich die Auseinandersetzung mit den Konsumrisiken oft erst, nachdem erste Drogenerfahrungen gemacht wurden. Sie wird von der Dynamik des Konsums erst erzwungen. Dies ist natürlich bedeutsam für alle Präventionsansätze, insofern berücksichtigt werden muss, dass Jugendliche eine Auseinandersetzung mit Risiken erst als sinnvoll erleben, nachdem sie sich entweder diesen Risiken aussetzten, d.h. entsprechende Erfahrungen

sammeln, oder sich der Erfahrungen anderer bewusst bedienen. Jugendliche machen sich oft erst dann Gedanken darüber, wann sie wie viel „saufen“ sollen, wenn sie wegen des Besäufnisses am Vorabend das Fußballturnier verloren haben. Ihr Konsum wird ihnen erst dann zum Problem, wenn sie – als Jungen – zuviel „vorgedieselt“ (Slang für: vor einer Party im kleinen Kreis sich mit Alkohol in Stimmung bringen) haben, und die Mädchen ihr Interesse an dem besoffenen Typen verlieren. Wenn Jugendliche anlässlich solcher Erfahrungen merken, dass sie ihr Konsummuster nicht per Knopfdruck verändern können, erst dann (leider) entwickeln viele eine Nähe zu Themen der Abhängigkeit.

Diese Aussagen über die Dynamik der Sozialisation in puncto Drogen gelten zwar allgemein, allerdings entwickeln nur wenige Jugendliche einen riskanten Konsum derart, dass sie auf die entsprechenden Probleme gestoßen und damit für entsprechende Angebote offen werden können. Den meisten Jugendlichen macht das, was sie über Konsumrisiken v.a. von ihren Peers erfahren, hinreichend Sinn: sie vermeiden riskante Muster von vornherein.

Welche Rolle spielen Peers und Peergroups bei der Drogensozialisation?

Sozialisation ist nur im sozialen Kontext möglich. Jugendliche sozialisieren sich zwar (Fend 2000) selbst, sie tun das aber und können es nur tun in der Interaktion mit anderen Menschen, die ihnen die zum Erwachsenwerden erforderlichen kulturellen Praxen vermitteln. Dies gilt auch für Drogenkonsum und Management von Konsumrisiken.

Zunächst sind da natürlich die Eltern. Sie steuern und begleiten die Aneignung relevanter kultureller Praxis und, damit verbunden, die Entwicklung der erforderlichen Motive: das Laufen – Lernen im Rahmen der Neugiermotivation, das Lesen – Lernen im Rahmen schulbezogener Leistungsmotivation und das „Saufen – Lernen“ im Rahmen der Motivation, erwachsen zu sein, oder, sich mit Hilfe von Drogen psychisch zu regulieren.

Im Jugendalter tritt eine weitere Gruppe Menschen neben die Eltern, bzw. läuft ihnen in mancher Hinsicht den Rang ab: die Gleichaltrigen oder besser: die Gleichrangigen, eben die Peers.

Jugendliche verbringen zunehmend mehr Zeit mit Ihregleichen. Ihregleichen werden ihnen immer wichtiger und das entspricht dem zentralen Ziel, erwachsen zu werden:

Die Peers, als Gruppe oder auch als einzelne Freunde, Freundinnen sind ein sozialer Raum, außerhalb oder gar geschützt vor elterlicher Autorität, ein Raum also, wo sich Jugendliche nicht direkt mit ihren Eltern auseinandersetzen müssen, ihren oft widersprüchlichen, ihnen selbst unverständlichen Motiven ungehemmter folgen können. Dies stellt ein starkes, wenn auch inhaltlich nur schwer festzumachendes Wirgefühl her, dessentwegen viele Jugendliche den Kontakt zu Peergroups so vehement suchen (vgl. Winnicott 1997 S. 116ff.)

Die Peers, vor allem, wenn sie als Peergroup organisiert sind, sind eine sehr praktische Hilfe dafür, Anerkennung zu bekommen als zukünftiger, fast schon fertiger Erwachsener. Peers geben sich untereinander Anerkennung und organisieren diese auch von außen durch gemeinsame Aktionen. Denn bei aller Abgegrenztheit von der Erwachsenenwelt pflegen Peergroups stets intensive Kontakte in diese Welt. Sie brauchen Reaktionen von dort, eben die Anerkennung als relevante Partner. Das muss keineswegs durch besonders „vernünftige“ (erwachsene) Aktionen geschehen, die den Beifall von Lehrern und Eltern tatsächlich finden. Viel häufiger

wählen Peergroups die Provokation als ihr Medium. Noch häufiger tun sie etwas und nehmen die Konflikte, die daraus entstehen, gerne in Kauf und kommentieren diese Konflikte mit: „Ist mir doch egal!“. Dieser Satz kennzeichnet eher den Wunsch nach emotionaler Unabhängigkeit und weniger ihr Vorhandensein.

Peergroups sind in der Regel fragile, auf kurze Zeit angelegte Strukturen. Die enorm dichte emotionale Verbindung löst sich in der oft raschen Entwicklung der Motive bei den einzelnen Jugendlichen manchmal innerhalb von Wochen auf. Jugendliche finden das ersehnte Wirgefühl nicht mehr, suchen es anderswo, bis schließlich – so die Regel – Partnerschaften die Peergroup als dominante Gesellungsform Jugendlicher ablösen. Peergroups sind in diesen Kontexten für ihre Mitglieder nicht immer und nicht nur ein Hort des Glücks in der Gruppe. Von einzelnen wird stets verlangt, sich in der Peergroup sozial zu positionieren, bzw. eine gewonnene Position zu halten. Zugleich müssen die einzelnen Jugendlichen stets prüfen, ob die Gruppe mit ihrer individuellen Entwicklung mitzieht. Kommen sie zu dem Schluss, dass das nicht der Fall ist, verlieren sie i.d.R. ihr Interesse und suchen andere. (vgl. Schröder 2003, Winnicott 1997, S. 116 ff)

Die Peergroup bietet also den sozialen Rahmen für eine gegenüber der Erwachsenenwelt relativ eigenständige Auseinandersetzung Jugendlicher mit Drogenkultur. Dabei lassen sich viele, zum Teil widersprüchliche Verhaltensmuster ausmachen:

- Einige Peergroups schließen sich der herrschenden Drogenkultur an, übernehmen z.B. die Trinkgewohnheiten der Erwachsenen in ihrem Umfeld, andere verschreiben sich provokativ völliger Abstinenz oder entwickeln im Gegenteil einen provokanten Konsum illegaler Drogen oder auch legaler Drogen und gehen dabei mehr oder weniger große Risiken ein.
- In vielen Peergroups stärkt der Drogenkonsum – aber auch die völlige Abstinenz - das für die Jugendlichen so wichtige Wirgefühl: die Gruppe definiert sich über den gemeinsamen Konsum.
- In anderen steht der riskante Konsum, Drogenexperimente oder – exzesse, im Zentrum. Er befriedigt das Bedürfnis nach Risiko im Kollektiv der Gruppe.
- Manchmal ermöglicht die Gruppe ein gesichertes Rauscherleben, bietet damit die Voraussetzung für eine Auseinandersetzung mit Rauscherlebnissen, die Jugendliche als einzelne überfordern würden
- Häufig erproben Peergroups unterschiedliche Konsummuster und stimmen sie ab mit den übrigen kulturellen Praxen der Gruppe: man trinkt sich gemeinsam Mut, wenn man Autos demolieren, oder gegnerische Peergroups verprügeln will.
- Vor allem aber – und das hat Generationen von Pädagogen gegen Peergroups aufgebracht – organisieren Peergroups ihre Versorgung mit Drogen und sichern den ungestörten Konsum.

Natürlich spielt die Peergroup auch für die Auseinandersetzung Jugendlicher mit Konsumrisiken ihre Rolle und auch dies in oft widersprüchlicher Weise:

- Peergroups sind ein Raum, wo Risikomanagementstrategien erworben werden können. Dies gilt auch, wenn der Einzelne noch keine eigenen Erfahrungen mit den negativen Folgen des Konsums gesammelt hat: Erfahrungen, von denen die Peers berichten, haben oft einen höheren Stellenwert als die Erfahrungsberichte von Erwachsenen.
- Sie dämpfen individuelle Konsumängste, indem dort die Konsumrisiken in gegenseitiger Überzeugungsarbeit bagatellisiert werden.

- Sie treiben als soziale Instanz die Differenzierung unterschiedlicher Konsummuster voran. Dies wird bisher wenig beachtet und muss daher erläutert werden. Die starke Motivationsentwicklungsdynamik im Jugendalter betrifft natürlich auch den Drogenkonsum. Peergroups fallen nach einer Phase exzessiven Konsums häufig auseinander, oder es werden einzelne Mitglieder ausgestoßen, nämlich die, deren Konsum den meisten in der Gruppe zu riskant erscheint. Es kommt auf diese Weise eine soziale Differenzierung in Gang, in deren Verlauf „problematische Jugendliche“ aus der Gruppe herausfallen und sich dann gleichgesinnte Jugendliche, das heißt solche mit riskanteren Konsummustern, suchen (müssen). Diese Entwicklung leitet für die Protagonisten der riskanten Konsummuster eine soziale Isolation ein, die schließlich zu einer Isolation von den meisten Altersgenossen führt und den Anschluss an erwachsene, aber gleichfalls isolierte Konsumszenen erzwingt. Peergroups steuern durch ihre Be- bzw. Verurteilung riskanten Konsums die Drogensozialisation ihrer Mitglieder.

Exkurs zur pädagogischen Bewertung von Peergroups.

Die Analyse der Bedeutung von Peergroups für die Drogensozialisation zeigt, wie vielschichtig diese letztlich ist. Dies schlägt sich in der widersprüchlichen pädagogischen Beurteilung von Peergroups nieder (Apel 2003).

Es ist unstrittig, dass Peergroups eine unverzichtbare Sozialisationsinstanz im Jugendalter sind (Fend 2000). Damit haben sie aber keineswegs nur pädagogisch „positiv“ zu beurteilende Funktionen. Die können sie auch nicht haben, weil Sozialisation, v.a. im Jugendalter, von Konflikten geprägt sein kann, oftmals geprägt sein muss, nämlich dann, wenn Erwachsenwerden anders nicht zu bewerkstelligen ist.

Die widersprüchliche Beurteilung von Peergroups aus pädagogischer Perspektive lässt sich somit nicht aus der Welt diskutieren: Peergroups können Sozialisationsinstanz und -risiko sein. Das haben sie übrigens mit Eltern und Pädagogen durchaus gemeinsam und dieser Umstand bewegt niemanden dazu, Eltern oder Pädagogen von Jugendlichen generell fernhalten zu wollen!

Die Idee, sich auf Peergroups zu beziehen, wenn man die Sozialisation Jugendlicher fördern und sichern will, und davon geht der Peer-Education-Ansatz aus, bleibt also trotz der widersprüchlichen Beurteilung höchst sinnvoll, bedarf aber der intensiven Auseinandersetzung mit zwei Fragen:

- (a) Wie sollen sich PädagogInnen grundsätzlich gegenüber Peergroups verhalten?
- (b) Zu welchen Themen und mit welchen konkreten Peergroups können PädagogInnen im Rahmen des Peer-Education-Ansatzes arbeiten?

Antworten werden im folgenden Abschnitt skizziert.

Peer – Education

Konzeptionen von Peer-Education

Man kann zwei Konzeptionen von Peer – Education unterscheiden. Vieles von dem, was man heute über Peer – Education lesen kann (Nörber 2003) hat nichts oder nur oberflächlich etwas zu tun mit dem, was Peer – Education ursprünglich, d.h. bis zu den 70 er/ 80 er Jahren war. Man verstand nämlich damals unter Peer – Education

den Einsatz Jugendlicher als Stellvertreter für Erwachsene bei den eigenen Peers. Dabei ging es manchmal ganz pragmatisch darum, die Personalressourcen Erwachsener zu schonen: ein Jugendlicher/ ein Kind passt auf die Klasse auf, während der Lehrer den Raum verlässt.

Manchmal allerdings sollten auch pädagogische Werte/ Maßgaben effektiver umgesetzt werden. Man hoffte, dass es der Jugendliche/ das Kind, das/der in diesem Sinne eingesetzt wird, wegen seiner Ähnlichkeit und emotionalen Nähe zu den Peers leichter hat als die erwachsenen Pädagogen.

Bronfenbrenner (vgl. Naudascher 2003) analysierte Ende der 60 er Jahre Ansätze der sowjetischen Pädagogik, die stark auf den Einsatz von Peer – Educators setzte: Jugendliche tragen nach dieser Konzeption Sorge, dass z.B. die Planerfüllung in einer Jugendorganisation gesichert wird. Aus ganz anderen gesellschaftlichen Strukturen entwickelte sich in den USA eine vergleichbare Tradition, Jugendliche mit Verantwortung für ihre Peers auszustatten. Dabei ist dort der Spielraum der Jugendlichen bei der Umsetzung ungleich größer. Auch das Prinzip der Gruppenleiter, das z.B. die kirchliche Jugendarbeit bis heute prägt, folgt im Kern diesem Ansatz.

Werden Jugendliche als Stellvertreter für Erwachsene bei den eigenen Peers eingesetzt, so ist damit stets verbunden, diese Jugendlichen gegenüber ihresgleichen mit besonderer Autorität auszustatten. Das funktioniert nur, wenn die Peers diese verliehene Autorität anerkennen, und das wiederum werden die Peers nur tun, wenn sie die dahinter stehende erwachsene Autorität grundsätzlich anerkennen.

Diese Voraussetzungen sind nicht selten durchaus gegeben, v.a. wenn man darauf achtet, nur Peerleader auszuwählen, die sowieso Ansehen bei Ihresgleichen haben. Genau hier liegt ein kritischer Punkt dieser Konzeption von Peer-Education: nicht alle Peerleader lassen sich einbinden. Denn sie sind entweder generell skeptisch gegenüber Erwachsenen und ihren Absichten oder sie wollen nicht Konflikte mit Ihresgleichen riskieren und fürchten, dass sie genau das tun, wenn sie für die Erwachsenen arbeiten. Es entstehen also Probleme mit Peer-Education bei den Peergroups oder/ und Themen, bei denen Konflikte zwischen Erwachsenen und Jugendlichen zu erwarten sind.

Dies macht zugleich deutlich, dass der „klassische Peer – Education – Ansatz“ gar keinen Begriff von der Peer – Group als einer jugendtypischen sozialen Struktur hat, die potentiell auch gegen Beeinflussungsversuche Erwachsener sich entwickelt.

Daher ist dieser Ansatz auch hilflos gegen Kritik, die Peergroups als Sozialisationsrisiko sieht und deshalb gar nicht auf die Idee kommt, mit Peergroups zu arbeiten.

In diesem Kontext liefert ein neueres Verständnis von Peer – Education Lösungen. Dieses neuere Verständnis geht davon aus, dass Peer – Education als Kooperation von Erwachsenen und Jugendlichen angelegt sein muss, und zieht natürlich Konflikte zwischen den Kooperationspartnern ins Kalkül. Dieser *Kooperationsansatz* von Peer – Education knüpft, ähnlich wie der traditionelle Ansatz, am Bedürfnis Jugendlicher nach Anerkennung an. Aber anders als dort wird diese Anerkennung hier nicht an die Bereitschaft der Jugendlichen geknüpft, die Maßgaben der Erwachsenen anzunehmen. Vielmehr wird nur die Bereitschaft vorausgesetzt, mit den Erwachsenen zu gemeinsamen Kooperationszielen zu kommen. Das heißt, dieser Ansatz verbindet mit Peer – Education das Ziel, Jugendliche zur Partizipation einzuladen und im Verfahren auch zu befähigen. Die Peergroup wird als soziale Struktur gesehen, die Jugendliche aus ihrem Lebenskontext heraus für sich entwickeln und nutzen und die deshalb auch der Abgrenzung von Anforderungen der

Erwachsenen dient bzw. dienen kann. Es liegt nahe Jugendliche, die man als Peer – Educators auszubilden gedenkt, nicht erwachsenerseits aus zu suchen, sondern von den kooperationsbereiten Jugendlichen wählen/ vorschlagen zu lassen. Denn die Peer – Educators sind in diesem Ansatz nicht Stellvertreter der Erwachsenen, sondern Sprecher und gegebenenfalls Mittler für ihre Peergroup gegenüber den Erwachsenen. So ist es auch denkbar, ganz auf Peer – Educators zu verzichten, das Programm mit einer konkreten Peergroup als Ganzer zu realisieren oder die Funktion des Peer – Educators auf mehrere Jugendliche zu verteilen. Das setzt voraus, dass die PädagogInnen der sozialen Struktur und Dynamik der je konkreten Peergroup besondere Aufmerksamkeit schenken.

Peer – Education in der Suchtprävention

Suchtprävention ist, wie die Auseinandersetzung mit Drogen überhaupt, ein sehr konflikträchtiges Thema: gerade jene Gruppierungen, denen Fachleute am ehesten Suchtgefährdung bescheinigen, meiden entsprechende Angebote der Jugend- bzw. Drogenhilfe (Broekman/Schmidt 2001). Dies spricht dafür, den Kooperationsansatz von Peer – Education zu wählen, was im Handbuch „Peers wissen mehr“ auch nahegelegt wird, und

- (a) die Bedeutung, die Drogen in der konkreten Gruppe haben, vor dem Einstieg ins Programm zu klären, vor allem die Motive, die bei den Gruppenmitgliedern diesbezüglich vorherrschen, zu rekonstruieren und fest zu stellen, welche Erfahrungen mit Konsumrisiken vorliegen, ob und welche Risikomanagementstrategien in der Gruppe geübt werden, sowie zu sehen, in wieweit das Thema Sucht in der Gruppe aktuell ist.
- (b) erst nach diesen Vorabklärungen mit der gesamten Peergroup eine Zielvereinbarung zu schließen über die Umsetzung des Programms. Es kann z.B. entschieden werden, ob ein oder mehrere Peer – Educatoren gewählt werden – bei großen Gruppen ohne stabile Struktur – oder die ganze Gruppe am Educatorentraining teilnehmen zu lassen.
- (c) als Teil dieser Zielvereinbarung die Rolle der erwachsenen Pädagogen zu bestimmen. Dies bezieht sich zunächst auf die Jugendhilfefachkräfte, die direkt mit den Jugendlichen arbeiten und die die konkreten institutionellen Bedingungen abklären müssen und prüfen, wie gut ihr „Draht“ zur jeweiligen Peergroup ist. V.a. sollten sie sich klar darüber sein, welche Positionen sie in Konfliktfällen einnehmen können und sollen. Dies setzt für den/ die einzelne Mitarbeiterin Klarheit über seine/ ihre Position in der (erwachsenen) Drogenkultur voraus und die Bereitschaft, diese Position mit den Jugendlichen zur Sprache zu bringen. Denn der Kooperationsansatz fordert von den Pädagogen, dass sie als Personen sichtbar werden, auch und gerade bezogen auf ihren Konsum und eventuelle Abstinenzentscheidungen.
- (d) die Inhalte des Programms mit den Jugendlichen zu verhandeln. So kann und muss der im Programm festgelegte Schwerpunkt auf dem Thema Sucht zurückgestellt werden, bis die Gruppe entsprechenden Anschluss an das Thema findet. Ein erfolgversprechender Weg kann es sein, das Thema „Risiken“ zunächst grundsätzlich an zu gehen und dabei die Risiken, die für die Jugendlichen vorrangig relevant sind, zuerst an zu sprechen. Dann lässt sich schließlich auch die Sucht thematisieren.

Außerschulische Jugendarbeit als Ort für Suchtprävention

Außerschulische Jugendarbeit ist nur als freiwilliges und strukturell vergleichsweise offenes Angebot möglich, d.h. Peergroups sind in diesem Kontext soziale Systeme, die die Jugendlichen im Jugendzentrum oder auch außerhalb in eigener Regie bilden. Peer - Education kann demnach nur als Kooperation zwischen Jugendlichen und Erwachsenen realisiert werden. Die Jugendlichen haben keinen Grund, am Programm teilzunehmen, als ihr Interesse daran und dieses dürfte gegeben sein. Denn Drogen sind im Jugendalter ein interessantes Thema. Es kommt also im Kontext außerschulischer Jugendarbeit nur darauf an, die Arbeit an den motivationalen Strukturen in der Peergroup aus zu richten und v.a. zu prüfen, wie gut und vertrauensvoll sich der Kontakt zwischen Peergroup und PädagogInnen gestaltet. Eine Peergroup, die den PädagogInnen fern steht oder sich gar über einen Konflikt mit ihnen definiert, ist für das im Handbuch beschriebene Programm kaum zugänglich. Daher sollte das Beziehungsgefüge zwischen Jugendlichen und Jugendfachkräften ein zentrales Thema bei der Kooperation der Jugend- und der Präventionsfachkräfte sein.

Die Kooperation von Drogen- und Jugendhilfe

Die Kooperationskonzeption des Handbuches

Kooperation findet zwischen Menschen dann statt, wenn einer (eine Gruppe) allein eine für alle relevante Aufgabe nicht bewältigen kann. Das ist bei Suchtprävention mit Jugendlichen der Fall:

- Die Präventionsfachkräfte brauchen die Jugendfachkräfte, um den Kontakt zu den Jugendlichen zu sichern und sich die Kompetenzen der Jugendfachkräfte nutzbar zu machen.
- Die Jugendfachkräfte brauchen die Präventionsfachkräfte, um sich zum Thema „Sucht“ und „Drogenkonsum“ zu qualifizieren.
- Die Jugendfachkräfte brauchen die Jugendlichen, weil ihre Angebote auf diese ausgerichtet sind
- Die Jugendlichen brauchen die Jugendfachkräfte z.B. als Unterstützung bei der Drogensozialisation.

Dabei ist sicher zu stellen, dass die Teilnehmer der Kooperation den möglichen Nutzen mehr schätzen als die (ideellen) Kosten, die mit der Kooperation verbunden sind. Sie müssen also emotional zur Kooperation bereit sein. Das wiederum setzt voraus, dass die Machtverhältnisse in der Kooperation die Integrität der Teilnehmer nicht bedrohen. Jeder muss sicher sein, dass seine vitalen Bedürfnisse in der Kooperation berücksichtigt werden. Daher sollten die Kooperationspartner sich nicht nur an der gemeinsamen Aufgabe orientieren, sondern auch prüfen (können), in welche Machtverhältnisse sie sich integrieren.

Das Handbuch sieht eine Kette von den Kooperationsstrukturen vor:

- (1) die Kooperation der Fachkräfte aus Drogen- und Jugendhilfe untereinander
- (2) die Kooperation der Peer - Educators mit der eigenen Peergroup, den Jugendlichen im Jugendzentrum. Diese wird im Handbuch inhaltlich nicht ausgeführt, weil sie nur im konkreten Kontext planbar ist, nicht auf Programmebene.

Dies lässt zwei Hypothesen zu über die Vorstellungen, die die AutorInnen des Handbuches von Kooperation haben:

- (a) Die Kooperationskette steht für ein hierarchisches Verhältnis der Partner in den jeweiligen Kooperationen und zwischen den Kooperationsstrukturen: Die Präventionskräfte sagen den Jugendfachkräften, wie sie agieren sollen, die Jugendfachkräfte sagen das dann den Peer – Educators und diese überzeugen ihre Peers/ Altersgenossen davon.

Diese Lesart ist mit der Orientierung des Handbuches am Ziel der Partizipation nicht vereinbar. Es liegt daher die zweite Lesart näher.

- (b) Die Kooperationskette besteht aus drei „echten“ Kooperationen, echt in dem Sinn, dass die Beteiligten (Fachkräfte, Jugendliche) ihre spezifischen Kompetenzen austauschen:

- Die Präventionsfachkräfte qualifizieren die Jugendfachkräfte nicht nur in Suchtfragen, sondern werden auch zum Thema außerschulische Jugendarbeit qualifiziert, bzw. informiert.
- Die Jugendfachkräfte trainieren nicht nur die Peer - Educators, sondern werden von diesen über die Lebenswelten von Jugendlichen, die Art und Weise, wie das Thema Drogen behandelt wird, informiert, vor allem aber über die internen Gruppenstrukturen und deren Bedeutung für die Präventionsarbeit.
- Die Peer - Educators informieren „ihre Leute“ nicht nur, sondern verwickeln sich mit ihnen in eine Diskussion über Konsumrisiken und Suchtgefahren, in der jede(r) Einzelne ihre/ seine Position zu diesen Fragen reflektieren kann.

Der Grundgedanke dieser „echten“ Kooperationen liegt auf der Hand: die Entwicklung eines allzu starken Machtgefälles innerhalb dieser Kooperationen wird vermieden, indem jedem eine spezifische Kompetenz, die er einbringen soll, zugesprochen wird:

- Die Präventionsfachkräfte kennen sich mit Suchtprävention theoretisch und praktisch aus,
- die Jugendfachkräfte mit außerschulischer Jugendarbeit, vor allem mit den Jugendlichen ihrer Einrichtung und
- die Jugendlichen mit jugendspezifischen Lebenswelten.

Der Nutzen dieser drei Kooperationen wird sich voll entfalten, wenn das Prinzip des Kompetenzaustausches nicht nur innerhalb der jeweiligen Kooperation gilt, sondern auch im Verhältnis dieser drei Kooperationen untereinander, d.h. wenn zwischen allen Kooperationen Rückmeldeschleifen vollzogen werden.

Für die Kooperationen zwischen den Jugendlichen und den Jugendfachkräften ist eine solche Schleife vorgesehen: die Coaching - Termine mit den Peer - Educators. Überlegenswert ist, Ähnliches auch zwischen den beiden anderen Kooperationen vor zu nehmen. Damit bekämen die Präventionsfachkräfte die Gelegenheit, ihre Ansätze mit Hilfe der Rückmeldung aus der Praxis der Jugendarbeit zu überarbeiten.

Thesen zum Gelingen der Kooperationen, wie sie im Handbuch vorgesehen sind

- (1) Die Kooperationen sollten die Kompetenzen aller Teilnehmer ausschöpfen. Dies gelingt am besten, wenn jeder Teilnehmer als Experte für seinen Beitrag anerkannt wird. Dies ist besonders wichtig im Verhältnis von Jugendlichen und Erwachsenen im Projekt, da auf diese Weise das Bedürfnis der Jugendlichen nach partnerschaftlicher Anerkennung berücksichtigt wird. Dies setzt das grundsätzliche Machtgefälle zwischen Erwachsenen und Jugendlichen und zwischen Fachkräften und Laien nicht außer Kraft, aber es relativiert es. „Peers

wissen mehr“ bedeutet demnach, die Jugendlichen auch als Experten für jugendlichen Drogenkonsum an zu erkennen und zu nutzen.

- (2) Die Kooperationen sollten die sozialen Strukturen, in denen die Teilnehmer agieren, berücksichtigen. Dazu müssen sie sich über ihre Lebens-/Arbeitsverhältnisse austauschen, vor allem zu Beginn der Kooperation. „Peers wissen mehr“ erfordert demnach, die Präventionsfachkräfte über außerschulische Jugendarbeit generell und speziell über die Situation vor Ort zu informieren, und mit den Lebensumstände der Peer - Educators und ihrer sozialen Position in der Peergroup vertraut zu sein.
- (3) Kooperationen sollten alle relevanten Bedürfnisse der Kooperationsteilnehmer berücksichtigen, dies können auch solche sein, die nur vermittelt mit dem Kooperationsziel verbunden sind. „Peers wissen mehr“ bedeutet demnach, dass sowohl die Motive der Jugendfachkräfte dafür, die Kooperation zu suchen, zur Sprache kommen, als auch die der Peer – Educators dafür, mitzuarbeiten. Dies beugt Störungen vor, die entstehen, wenn sich einzelne aus der Kooperation zurückziehen, weil wichtige Motive nicht einzulösen sind. Das wäre z.B. der Fall, wenn Jugendlichen die erwartete Anerkennung seitens ihrer Peers verweigert wird.
- (4) Kooperationen sollten weitestmöglich in der Verantwortung ihrer Teilnehmer verbleiben. „Peers wissen mehr“ bedeutet für die Träger und Einrichtungen, wo das Projekt gestartet wird, den Verzicht auf Eingriffe, die diese Verantwortung außer Kraft setzen.

Literatur

- | | |
|--------------------------------------|---|
| Apel, Elard | Peer Education – eine historische Betrachtung aus Sicht der Jugendverbandsarbeit. In: Nörber, Martin „Peer Education“ Beltz 2003 S. 16 ff |
| Broekman, Antje/
Schmidt, Bettina | Angebote der Drogen- und Jugendhilfe aus Sicht der Jugendlichen. In: IGfH „Dialog und Kooperation von Jugendhilfe und Drogenhilfe – Dokumentation eines ExpertInnengesprächs in Berlin 2001“ S. 17 ff |
| Fend, Helmut | Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Leske + Budrich 2000 |
| Ganser, Fritz | SMAT – 17 Jahre Suchtprävention in der Schweiz. In: Nörber, Martin „Peer Education“ Beltz 2003, S. 208ff |
| Naudascher, Brigitte | Die Gleichaltrigen als Erzieher. Fakten – Theorien – Konsequenzen zur Peergroupforschung. In: Nörber, Martin „Peer Education“ Beltz 2003 S. 119ff |
| Nörber, Martin | Peer Education. Beltz 2003 |
| Schröder, Achim | Die Gleichaltrigengruppe als emotionales und kulturelles Phänomen. In: Nörber, Martin „Peer Education“ Beltz 2003, S. 94ff. |
| Wieland, Norbert | Drogenkultur, Drogensozialisation und Drogenpädagogik. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3/97 S. 270 – 286 |
| Winnicott, Donald | Familie und individuelle Entwicklung, Fischer 1997 |

